

Liv Ingeborg Lied und Hugo Lundhaug (eds.), *Snapshots of Evolving Traditions: Jewish and Christian Manuscript Culture, Textual Fluidity, and New Philology*, Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur 175; Berlin-Boston: Walter de Gruyter, 2017. Pp. xviii + 366. ISBN 9783110344189. Hardcover, €119.95/ \$137.99.

- [1] Neben dem traditionellen und nach wie vor wichtigstem Ziel von Textkritik und Editionswissenschaft, der Wiederherstellung und Edition des ältesten rekonstruierbaren Textes (oder aber einer bestimmten, textgeschichtlich bedeutsamen Textform), ist in den letzten Jahren eine weitere interessante Aufgabe in den Fokus der hiermit beschäftigten Wissenschaftler getreten, nämlich die Analyse der erhaltenen Dokumente selbst. Unter dem Titel „New Philology“ hat sich dieser Forschungsbereich als Teilbereich der interdisziplinär ausgerichteten „Material Culture Studies“ international etabliert und als eigener Studienbereich teilweise auch bereits (wie etwa an der Universität Berkeley) emanzipiert.
- [2] Der hier zu besprechende Sammelband knüpft mit seinen insgesamt 13 Beiträgen an dieses gegenwärtige Forschungsinteresse an. Er möchte auf der einen Seite einen Einblick in materielle Aspekte von Manuskripten spätantiker christlicher und jüdischer Texte geben, zum anderen auf die Textfluidität der handschriftlichen Überlieferung hinweisen, wobei die methodischen Fragen stets im Blick gehalten werden sollen. Der Fokus liegt dabei – wie in dieser Fachrichtung üblich – nicht auf dem Autor der überlieferten Texte, sondern auf den Schreibern und Nutzern der Manuskripte. Für diese Aufgabe verantwortlich zeichnen sich als Herausgeber mit Liv Ingeborg Lied (Norwegian School of Theology, Oslo) und Hugo Lundhaug (Faculty of Theology, Univ. Oslo) zwei im Umgang mit materiellen Zeugen ausgewiesene Fachkollegen, denen man – dies sei als Fazit vorweggenommen – für diesen gelungenen Band einen aufrichtigen Dank aussprechen darf.
- [3] Im einführenden Beitrag „Studying Snapshots: On Manuscript Culture, Textual Fluidity, and New Philology“ (pp. 1–19) skizzieren Hugo Lundhaug und Liv Ingeborg Lied das Grundanliegen der sogenannten „New Philology“. Nach einem kurzen forschungsgeschichtlichen Rückblick auf die wegweisenden mediävistischen Arbeiten von Bernard Cerquiglini und Stephen Nichols heben die beiden Autoren hervor, dass ein literarisches Werk nicht unabhängig von seiner materiellen Überlieferung existiert, und in logischer Konsequenz diese Materialität (Bindung, Layout, Marginalien, Kolophon usw.) und die Spuren ihres Gebrauchs durch ihren Nutzer untersucht werden muss. Untersuchungssujet der „New Philology“ ist somit nicht ein hypothetisch zu rekonstruierender, sondern ein historisch greifbarer Text; das Interesse der Analysen verschiebt sich von autorenorientierten hin zu nutzerorientierten Fragestellungen. Zugleich betrachtet die „New Philology“ einen Text als eine sich stetig verändernde und nicht wirklich je abgeschlossene Größe, als „living text“. Diese Veränderungen werden nun nicht mehr lediglich als Varianten eines ursprünglichen Textes, sondern als eigene untersuchungswürdige Entität verstanden. Lauter zeigen die beiden Autoren sodann auf, dass die seitens der „New Philology“ dezidiert herausgearbeiteten Grundeinsichten auch innerhalb

der neutestamentlichen Textkritik und der Rezeptionsgeschichte wahrgenommen und für Untersuchungen fruchtbar gemacht werden.

- [4] Die ersten vier Beiträge widmen sich der koptischen Literatur (insbesondere Nag Hammadi). In „An Illusion of Textual Stability: Textual Fluidity, New Philology, and the Nag Hammadi Codices“ (pp. 20–54) diskutiert Hugo Lundhaug die Bedeutung textlicher Variabilität für die Interpretation eines Textes. Hierzu betrachtet er die Nag Hammadi-Texte nicht vor dem zumeist hypothetisch angenommenen gnostischen Hintergrund, sondern als *materialiter* vorliegende Produkte christlicher Mönche des 4. und 5. Jahrhunderts. Die Tatsache von (zum Teil deutlichen) Abweichungen in mehrfach bezeugten Texten versteht Lundhaug als deutliches Indiz gegen die Annahme einer möglichen Textstabilität, die er als Illusion ansieht. In den dargebotenen Beispielen zeigt sich Lundhaug zudem skeptisch, ob sich überhaupt ein Ausgangstext rekonstruieren lässt, und ob man diesen auf ein griechisches Original zurückführen kann. Vor allem aber, so setzt der Autor seine Überlegung fort, dürfe man nicht unkritisch mit singular bezeugten Texten umgehen und diese als Quelle für einen hypothetisch angenommenen Kontext verwenden. Anhand mehrerer Beispiele zeigt Lundhaug auf, dass die gleiche Phrase ganz unterschiedlich ausgelegt werden kann, je nachdem, ob man den theologiegeschichtlichen Rahmen der nachweislichen Entstehungszeit des Manuskriptes oder den hypothetischen Kontext der jeweils angenommenen Entstehungszeit des Textes zugrunde legt. Daher dürfe man die jeweiligen Manuskripte lediglich zur Evaluierung der historischen Rahmenbedingung von Buchproduzenten und den Verwendern des Codex heranziehen.
- [5] Die Fallstudie „Reading Variants in James and the Apocalypse of James: A Perspective from New Philology“ (pp. 55–84) von Lance Jenott schließt gut hieran an, indem an verschiedenen textlichen Varianten exemplarisch demonstriert wird, wie sich die Interpretation einzelner Stellen verschiebt, wenn man die in zwei handschriftlichen Zeugen überlieferte (*Erste*) *Apokalypse des Jakobus* entweder in der einen oder aber in der anderen (nur mit dem Namen Jakobus titulierten) Textversion liest. Da das Alter der Überlieferungsträger oder der überlieferten Textformen kein eindeutiges Kriterium für die Originalität einer Lesart sein könne und auch Stil, Vokabular und Theologie nur unsichere Indizien seien, ist nach Jenott vom traditionellen textkritischen Vorgehen Abstand zu nehmen, zumal die Möglichkeit bestehe, dass keiner der erhaltenen Überlieferungsträger den ursprünglichen Text erhalten hat. Daher seien die einzelnen Zeugen als eigenständige Entitäten und historisch kontextualisierbare Momentaufnahmen eines Textes zu untersuchen.
- [6] René Falkenberg unternimmt in „The Making of a Secret Book of John: Nag Hammadi Codex III in Light of New Philology“ (pp. 85–125) eine kenntnisreiche Analyse dieses Manuskriptes, dessen codicologischen Eigenarten ebenso behandelt werden wie die zahlreichen paratextlichen Beigaben. Falkenbergs Untersuchung legt nahe, den Codex als bewusst zusammengestelltes Produkt gezielt ausgewählter antiker Texte zu verstehen, die in dieser Zusammensetzung als apokryphes Werk des Apostel Johannes erscheinen sollten. Dabei ziele die Kompilation des Manuskriptes darauf ab, dem Leser des 4./5. Jahrhunderts ethische Lehren zu vermitteln, welche im monastischen Kontext relevant gewesen seien.

- [7] Katrine Brix untersucht die textlichen Unterschiede in “Two Witnesses, One Valentinian Gospel? The Gospel of Truth in Nag Hammadi Codices I and XII” (pp. 126–145). Es handelt sich hierbei um einen Text, von dem der zweite der beiden erhaltenen Überlieferungsträger nur fragmentarisch vorliegt, aber – wie die Autorin in der gegenüberstellenden Diskussion der synoptisch überlieferten Abschnitte nachvollziehbar darlegt – eine abweichende, möglicherweise kondensierte Version des Textes bot. Nicht selten ergibt sich aus der unterschiedlichen Darstellung eine differierende theologische Nuance, die Brix editions-philologisch sensibel aufzeigt. Sie kommt zu dem Schluss, dass wahrscheinlich beide Textversionen eine eigene Entwicklung durchlaufen haben, und keinesfalls mit der bei Irenäus genannten Schrift identifiziert werden können. Unabhängig davon, welche Textversion man als älter annehmen möchte, deuten zahlreiche Lesarten auf eine intentionale Textveränderung. Einer Harmonisierung beider Versionen erteilt Brix daher eine Absage. Vielmehr votiert sie für eine eigenständige Betrachtung insbesondere des fragmentarischen Zeugen.
- [8] Der folgende Beitrag ist stärker sozialgeschichtlich ausgerichtet. In “Monastic Paideia and Textual Fluidity in the Classroom” (pp. 146–177) zeigt Lillian I. Larsen auf, wie das klassische griechisch-römische Bildungscurriculum (von der Autorin aus Quintilians *Institutiones* erhoben) in ägyptischen monastischen Kreisen rezipiert und in leichter Modifikation weitergeführt wurde. Dabei werden die diesbezüglichen Aussagen der antiken Autoren durch materielle Überreste (wie Schreibübungen auf Ostraca und Papyri aus dem Fundkontext antiker ägyptischer Klöster, die in diesem reich bebilderten Beitrag vorgestellt werden), durchgängig bestätigt. Betont wird die christliche Adaption der klassischen Vorgehensweise, die in der weiterführenden Ausbildung mit der Memorierung christlicher Apophthegmata einen von der klassischen, paganen Epoche abweichenden Bildungskanon voraussetzt. Freilich wirkt die in diesem Zusammenhang von Larsen verwendete Vorstellung von Fluidität problematisch, da er sich inhaltlich deutlich von dem in den anderen Beiträgen vorausgesetzten Fluiditätsbegriff absetzt.
- [9] In seinem Beitrag zu monastischen Textsammlungen wie u.a. der *Apophthegmata Patrum* unterstreicht Samuel Rubenson in „Textual Fluidity in Early Monasticism: Sayings, Sermons and Stories” (pp. 178–200) den Aspekt der Textfluidität bei über mehreren Jahrhunderten in unterschiedlichen geographischen Kontexten gewachsenen Spruchsammlungen und erzählerischen Darstellungen sowie Briefsammlungen. Bisherige Editionen hätten diese Textgeschichte nicht abgebildet und einen Text rekonstruiert, der so nie existiert habe. Sein Votum für eine stärkere Beachtung der Überlieferungsgeschichte untermauert Rubenson im Folgenden durch die Differenzen in der Struktur verschiedener, exemplarisch behandelter Texte, in denen der Autor zahlreiche Umstellungen, Auslassungen, Ergänzungen sowie Änderungen der Zuweisungen zu den jeweiligen Spruchurhebern dokumentiert. Darüber hinaus legt Rubenson nahe, dass bestimmte Erzählungen immer wieder neu erzählt und dabei massiv verändert wurden, so dass es quasi unmöglich erscheint, die ursprüngliche Erzählung zu rekonstruieren. So wurden Briefftexte im Laufe der Überlieferungsgeschichte offensichtlich partioniert und rearrangiert, um für einen neuen Kontext aussagekräftiger zu werden.

- [10] Für eine stärkere Beachtung nicht nur der literarischen, ursprünglich intendierten Gattungen, sondern auch der literarischen Form, in der die Texte in den Manuskripten überliefert werden, wirbt J. Gregory Given im Beitrag “Four Texts from Nag Hammadi amid the Textual and Generic Fluidity of the ‘Letter’ in the Literature of Late Antique Egypt” (pp. 201–220). Exemplarisch betrachtet der Autor den Unterschied zwischen der Rezeption echter Briefe und literarischen Texten, die sich lediglich nach außen als Brief präsentieren (z.B. *Brief des Petrus an Philippus*; NHC VIII,2). Dabei werden vor allem paratextliche Beigaben als Indikator herangezogen. So zeigt Given am Beispiel der Briefsammlungen (und am Umgang mit einzelnen Briefen innerhalb der Sammlungen) auf, dass Briefe den gleichen editorischen Eingriffen unterworfen waren wie literarische Texte im engeren Sinne. Unter der gleichen Vorbedingung konnten theologische Traktate leicht eine Briefform annehmen, wie am Beispiel der *Canones* des Shenoute dokumentiert wird. Dabei lasse sich nahelegen, so Given, dass derartige Briefe dem ägyptisch-monastisch geprägten Leser den Eindruck signalisierten, Zugang zu privilegierten Inhalten zu erhalten.
- [11] In „Know Thy Enemy: The Materialization of Orthodoxy in Syriac Manuscripts” (pp. 221–241) geht Michael Philip Penn der Frage nach, wie die in zahlreiche theologische Fraktionen gespaltenen syrisch-sprachigen Christen in der Zeit der christologischen Auseinandersetzungen mit Manuskripten umgingen, die Texte der jeweils gegenläufigen theologischen Meinung enthielten. Dabei zeigt er illustrativ auf, dass die unterschiedlichen Lesezeichen und Marginalangaben zuzüglich zu kleineren kommentierenden Rahmentexten nicht nur die theologische Einstellung des Schreibers resp. des annotierenden Lesers verraten, sondern zuweilen auch zukünftige Leser beeinflussen wollen. Zuweilen führte dieses Ansinnen, sogar zu sekundären Änderungen am Text, wie Penn am Beispiel von BL Add. 14.528 eindrücklich aufzeigt.
- [12] Jeff Childers unternimmt in “‘You Have Found What You Seek’: The Form and Function of a Sixth-Century Divinatory Bible in Syriac” (pp. 242–271) den spannenden Versuch, die augenfällige Form des Codex BL Add. 17.119, welcher den Peshittatext des Johannesevangeliums enthält, der aber im laufenden Text um Auslegung ergänzt wurde, als eine bewusst gestaltete divinatorische respektive bibliomantische Schrift zu interpretieren. Hierzu zieht er einen Vergleich zur Art und Weise, wie biblische Verse und zugeordnete Orakel in anderen divinatorischen Texten, etwa dem byzantinischen *Riktologion*, oder in vergleichbaren Manuskripten, wie  $\text{P}^{59}$  und dem Codex Bezae, geboten werden. Dabei zeigen sich interessanterweise bei BL 17.119 und dem Codex Bezae wie auch bei einigen weiteren vorgestellten Manuskripten einige interessante Parallelen im Orakelgut, die auf einen gemeinsamen Hintergrund schließen lassen.
- [13] Liv Ingeborg Lied legt ihrem Beitrag “Between ‘Text Witness’ and ‘Text on the Page’: Trajectories in the History of Editing the Epistle of Baruch” (pp. 272–298) mit Bezug auf die paratextlichen Beigaben zahlreicher Manuskriptzeugen des *Baruchbriefes* nahe, dass dieser Text auf zwei ganz unterschiedliche Weisen rezipiert wurde, nämlich als Kapitel 78–87 des syrischen *2Baruch* und (spätestens ab dem 6. Jh.) eigenständig als *Baruchbrief*. Beide Formen spiegeln sich in der neuzeitlichen Editions-geschichte wieder, wie Lied aufzeigt, nachdem sie zuvor eine Übersicht über die erhaltenen Manuskripte gegeben hat. Dabei

fällt auf, dass die älteren Editionen entgegen dem Zeugnis der meisten Manuskripte den Brief als Teil des umfassenderen *2Bar* verstehen und für die Textkritik dieses Opus fruchtbar zu machen suchten, und erst neuere Editionen den Brief als eigenständige Tradition wahrnahmen und isoliert bearbeiteten (freilich ohne auf Verzeichnung der Varianten aus *2Bar* verzichten zu wollen). Lied wirbt dagegen für einen neuen editorischen Ansatz, der durch Beachtung der paratextlichen Beigaben eruiert, wie die Benutzer der Manuskripte diesen Text verstanden bzw. identifiziert haben. Demnach wurden beide Überlieferungsformen als eigenständige Werke (in der Diktion von Lied als „separierte Entitäten“) behandelt, je nachdem, ob der Text als Teil des *2Bar* oder als eigenständiger Brief im Rahmen des Jeremianischen Corpus tradiert wurde. Daher müsse man sich bewusst sein, so Lied, dass alle erhaltenen Zeugen mutmaßlich bereits ein Produkt eines älteren Kopier- und Editionsprozesses seien. Lied hält es daher für sinnvoll, die jeweiligen Textformen in ihrem jeweils anzunehmenden kulturellen Kontext, als den *Baruchbrief* z.B. vor dem Hintergrund der spätantiken bzw. frühmittelalterlichen syrischen Liturgie, zu betrachten.

- [14] Eva Mroczek widmet sich in “The End of the Psalms in the Dead Sea Scrolls, Greek Codices, and Syriac Manuscripts” (pp. 297–322) dem alten Problem der Anzahl der Psalmen und des Endes des Psalters aus Sichtwinkel der Manuskripte (insbesondere 11QPs<sup>a</sup> /  $\aleph$  sowie 01 02 und dem syrischen Ms. 12t4). Mroczek prüft dabei, inwieweit die Zahl der Psalmen in der Überlieferung als variabel oder die kanonische Anzahl von 150 Psalmen als kanonisch angesehen wurde. Sie untersucht auch, wie paratextlichen Beigaben der Manuskripte die Begrenzung des Psalters verdeutlichen. Ihre Beispiele zeigen gut die Bedeutung der Materialität der Textzeugen für die weitere Auswertung auf. So integriert beispielsweise 11QPs<sup>a</sup> den Ps 151 in die Sammlung und bietet überdies den kurzen Text „Davids Composition“; anders als es in der maßgeblichen DJD-Edition den Eindruck erwecken mag, steht letzterer aber nicht am Ende der Psalmensammlung, das vielmehr von Psalmen in der Reihenfolge Ps 140, 134 und 151 gestaltet wird. Dagegen zeige die griechische Tradition ein deutliches Gefühl für eine kanonische Grenze, insofern der 151 Psalm in paratextlichen Beigaben als „außerhalb der Anzahl“ liegend bezeichnet und nicht im normalen Verfahren der jeweiligen Handschrift nummeriert wird. Auch die syrische Tradition macht die Psaltergrenze deutlich, kennt aber weitere Psalmen, die zumindest in Ms. 12t4 als separate Gruppe mit kleinen paratextlichen Beigaben an die kanonischen Psalmen angehängt werden. Insofern ist die materielle Bezeugung des Psalters in den Manuskripten ein wichtiges Indiz für die Abgrenzung des Psalters.
- [15] Im letzten Beitrag des Sammelbandes diskutiert James R. Davila die hermeneutischen Folgen der unterschiedlichen Zugänge von traditioneller Textkritik und „New Philology“ für die Methoden der Übersetzung. Dabei vermag „Translating the Hekhalot Literature: Insights from New Philology“ (pp. 323–346) auf die umfangreichen Übersetzungserfahrungen des Autors zurückzugreifen, die quasi retrospektiv reflektiert werden. Davila skizziert zunächst mit Blick auf die Fragestellung der „New Philology“ die jüngere Forschungsgeschichte der Hekhalot-Literatur. Sodann zeigt er die Schwierigkeit auf, denen sich ein Übersetzer eines in mehreren abweichenden Textversionen

(respektive Manuskripten) vorliegenden Textes stellen muss. Im konkreten Fall der Hekhalot-Literatur, so zeigt Davila auf, ist die Ausgangslage u.a. dadurch erschwert, dass man eine mehrheitlich europäische Manuskripttradition vorliegen hat, welche die Texte vollständig darbietet und welche sich vermutlich auf einen Ausgangstext zurückführen lassen, und den (in der Regel paläographisch älteren) Funden der Kairoer Geniza, die allerdings nur als Fragmente erhalten geblieben sind. Indem Davila mit überzeugender Detailkenntnis redaktionelle Elemente aufzeigt, vermag er im Vergleich dieser Traditionslinien nahezulegen, dass beide auf eine nicht mehr erhaltene Vorlage der geonischen Epoche zurückgehen und wir im Bereich der Hekhalot-Literatur von einer Textvariabilität auszugehen haben, wie wir sie auch in anderen, genuin mittelalterlichen Texten nachweisen können. Dabei begegnen Textänderungen der frühen Zeit nicht selten in den kleineren, in sich geschlossener Texteinheiten. Jedoch zeigt die europäische Traditionslinie ebenfalls auf, dass sich unter gewissen Rahmenbedingungen eine vergleichsweise stabile, die weitere Überlieferung dominierende Textform ausbilden konnte. Davila verweist hier zu Recht auf die Entstehungsgeschichte des Pentateuchs als literargeschichtliche Parallele. Hiervon unabhängig müsse sich ein Übersetzer für einen zu übersetzenden Text entscheiden, was sowohl im Falle einer eklektisch rekonstruierten Vorlage als auch bei einer Entscheidung für eine diplomatisch edierte Vorlage immer die Gefahr mitbringe, eine nicht dem ursprünglichen Original entsprechende Lesart zu übertragen. Davila zeigt gut auf, dass alle denkbaren Ansätze, mit diesen Problem umzugehen, ihre Vor- und Nachteile besitzen.

- [16] Der Band wird abgerundet durch ein Stellenverzeichnis der antiken Werke sowie einem gerade in diesem Forschungsbereich ausgesprochen sinnvollen Index der angesprochenen Manuskripte und Ostraca. Dabei darf positiv hervorgehoben werden, dass in Letzterem jene Seiten, die Abbildungen der jeweiligen Quellen bieten, durch Fettdruck eigens kenntlich gemacht sind. Dies erscheint zwar insofern redundant, als sich bereits ein eigenes Verzeichnis der Bilder am Anfang des Bandes befindet, erleichtert aber in der praktischen Arbeit mit dem Band den gezielten Zugriff. Überdies hinterlassen beide Indexteile einen sehr sauber gearbeiteten Eindruck.
- [17] Die Abbildungen selbst – zum Teil farbig, zum Teil in Graustufe gedruckt – erscheinen im Druck durchweg in der gewohnt guten Qualität, die man von De Gruyter erwarten darf, und vermitteln in Kombination mit den zugehörigen Aufsätzen einen guten Eindruck bezüglich der jeweiligen Manuskripte. Alle koptischen und syrischen Textwiedergaben in den unterschiedlichen Beiträgen sind mit einer englischen Übersetzung versehen, so dass auch der Nichtspezialist der inhaltlichen Argumentation gut folgen kann.
- [18] In der Summe handelt es sich um einen ausgesprochen gelungenen Sammelband mit durchwegs stimulierenden Beiträgen. Zuweilen erscheint bei einzelnen Beiträgen die Frontstellung gegenüber der traditionellen Textkritik etwas zu hart formuliert. Letztendlich zeigen aber die meisten Beiträge, wie etwa von Lied, Mroczek und Davila, auf (und hätten dies, wie der Beitrag von Davila, expliziter formulieren dürfen), dass sich traditionelle Textkritik und „New Philology“ durchaus gut verbinden lassen und Erstere von einer stärkeren Berücksichtigung der Materialität der Textzeugen nur profitieren kann.

*Marcus Sigismund  
Institut für Septuaginta und biblische Textforschung  
Kirchliche Hochschule Wuppertal/Bethel*

© Copyright TC: A Journal of Biblical Textual Criticism, 2018